

Rückblick und Dank am 20. Oktober 1984

Ich danke Ihnen für die guten Wünsche, die Sie mir zum Ausdruck gebracht haben.

Ihnen, Herr Hamann, und Ihnen, Herr Brosius, und der Historischen Kommission danke ich für Ihre Gratulation. Mein Dank gilt natürlich vor allem den Beiträgern der Festschrift. Ich werde mich bei ihnen bedanken, wenn der Rauch dieser Feiertage verstrichen ist. Es hat sich wieder einmal gezeigt, daß man eine Festschrift auch dann nicht verhindern kann, wenn man mit so starken verbalen Kalibern und so rechtzeitig dagegen schießt, wie ich es getan habe. Wenn die liebenswürdige Gabe dann doch überreicht wird, ist die Situation für den Jubilar um so schwieriger, denn er muß nun alle Kunst aufwenden, um seiner Freude glaubhaft Ausdruck zu geben. In der von Mitgliedern der Historischen Kommission bestrittenen Ehrung möchte ich ein Zeichen dafür sehen, daß es mir mindestens bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, mich in Niedersachsen wissenschaftlich heimisch zu machen.

Die Fakultät ist 1969 ein Wagnis eingegangen, als sie einen Landfremden berief. Jetzt, da alles vorbei ist, kann ich gestehen, daß ein Ruf nach Göttingen mein stiller Wunsch war, sobald ich mich habilitiert hatte; ja schon zu Zeiten, als ich noch nicht an die akademische Laufbahn dachte, habe ich, wenn ich im Eichsfeld Akten kassierte, einen Blick in Richtung Göttingen gesandt. Wie gut oder schwach mir mein Bemühen auch gelungen sein mag, ich habe mich von der ersten Stunde an bemüht, die Geschichte Niedersachsens ernst zu nehmen. Daß ich immer auch eine dreistündige Zeitaltervorlesung gehalten habe, hatte verschiedene Gründe.

Ich wollte erstens Studenten, die sich mit mir näher einließen, vor einer Verengung des Horizontes auf die Geschichte dieses Landes bewahren. Nur durch die dauernde Verbindung mit den großen Ereignissen der deutschen und der europäischen Geschichte behalten sowohl die akademischen Lehrer als auch die Studenten den Blick für neue Fragestellungen.

Die in vielen historisch-philologischen Fächern vertretene Meinung, angesichts der ständig anschwellenden Fachliteratur gehöre der Beschränkung aufs Detail die Zukunft, halte ich weder wissenschaftlich und noch viel weniger didaktisch für richtig. Schließlich bekenne ich, daß ich ein schlechtes Gedächtnis habe und dieses dadurch zu bekämpfen versuchte, daß ich immer wieder das Ganze zu erfassen trachtete.

Wenn hier wissenschaftlicher Dank zu sagen ist, so habe ich meine Dankbarkeit nächst der Hiko an den Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte zu richten. Daß

ich in diesem Zirkel Fuß gefaßt habe, habe ich zuerst Walter Schlesinger zu danken. Die dort geübte Kombination von Landesgeschichte und Verfassungsgeschichte hat Theodor Mayer begründet. Ich glaube, die Fragestellungen des Konstanzer Kreises sind unserem Göttinger Institut zugute gekommen. Helmut Beumann habe ich dafür zu danken, daß er, seit er die Leitung übernahm, mich nicht nur hat gewähren lassen, sondern auch, ebenso wie Josef Fleckenstein, unterstützt hat, wenn ich neue Generalthemen vorgeschlagen habe.

Damit sind wir an dem Punkt, wo ich aller derjenigen zu gedenken habe, die sich von mir immer wieder für Vorträge und Aufsätze im Konstanzer Arbeitskreis, in meiner Zeitschrift, für Kapitel in den Geschichten Thüringens, Niedersachsens, für Karten am Handatlas haben gewinnen, manchmal auch überreden lassen. Meine biedermännische Annäherung mit dem Satz: »Sagen Sie mal, sollte man sich nicht einmal mit der Frage X beschäftigen; Sie wären doch gewiß der geeignete Mann, der hier weiterkommen könnte«, ist manchem zum Verhängnis geworden. Natürlich sei auch gestanden, daß mich die »Herausgeberei« gelegentlich viel Geduld gekostet hat. Es ist nicht zu leugnen, daß ich andere für mich habe arbeiten lassen.

An einem solchen Tag geziemt es sich, einiger Menschen besonders zu gedenken, ohne die ich gewiß nicht bis an diesen Punkt gelangt wäre. Mein tiefer Dank gilt zuerst meiner Mutter. Sie ist mir ein Leben lang ein Vorbild an Pflichterfüllung, Fleiß und Tapferkeit gewesen. Sie hat mir jene Tugenden schweigend vorgelebt, die man heute meint, dialektisch »hinterfragen« zu müssen. Ich weiß zu schätzen, daß mir meine Mutter bei aller Liebe und Fürsorge immer ein hohes Maß an Freiheit gelassen hat.

Ich danke sodann meiner Frau, die mir immer einen weiten Raum für meine wissenschaftliche Arbeit gewährt hat.

In Dankbarkeit gedenke ich der Lehrer meines Gymnasiums, besonders unseres Geschichtslehrers Dr. Fritz Ehrler, des Lateinlehrers Dr. Friedrich Schreiter, des letzten Klassenlehrers Dr. Fritz Geibel und des Oberstudiendirektors Dr. Paul Platen, eines der ersten Doktoranden von Rudolf Kötzschke. Diese Lehrer haben mich durch ihre Leistungsforderungen, ihre Aufrichtigkeit, ja ihre Unerschrockenheit, kurz durch das Vorbild ihrer Persönlichkeit, beeindruckt.

Während meines Studiums in Jena und während meiner Tätigkeit in den thüringischen Archiven ist Willy Flach für mich wissenschaftlich und menschlich bestimmend gewesen. Er lebte uns in schwierigen Situationen Zuverlässigkeit und Standhaftigkeit vor. Als Student konnte man ihm am Morgen des 21. Juli sagen: »Schade, daß die Bombe nicht gewirkt hat.« Er antwortete: »Schade.« Willy Flach hat sich unter der russischen Besatzung furchtlos vor seine Mitarbeiter und die ihm anvertrauten Archivalien gestellt. Es hat ihn schwer getroffen, daß ich 1956 die Ostzone verlassen habe. Er ist, als er 1958 einem Ruf nach Bonn gefolgt war, wie Martin Lintzel, an der deutschen Katastrophe zerbrochen.

Sein Schicksal hat den Mann schwer bedrückt, dessen ermutigenden Zuspruch ich den Eintritt in die wissenschaftliche Laufbahn verdanke: Walter Schlesinger. Mit ihm unter den

besonders harten ersten Jahren des SED-Regimes in selbstverständlichem Einverständnis über die unveräußerliche Substanz der Geschichtswissenschaft zu leben, ergab sich zwingend aus seinem Charakter. Er war, dann auch in der Bundesrepublik während der Universitätskrise, ein Beispiel unerschütterlicher Verlässlichkeit. Er gehört zu den Menschen, die mir im Leben begegnet sind, welche ihre hohe Intelligenz nicht dazu gebrauchten, sich in schwierigen Situationen aus der Affäre zu ziehen, sondern für andere einzutreten. Er hat mir auch in großer menschlicher Not beigestanden.

Bereits den bisherigen Bemerkungen konnten Sie, meine Damen und Herren, entnehmen, daß das letzte halbe Jahrhundert deutscher Geschichte wie an meinen Jahrgangsgenossen so auch an mir seine Spuren hinterlassen hat. Welche Wirkungen diese Zeitläufe auf den einzelnen gehabt haben, hängt von dessen Charakter, von seiner Aufgeschlossenheit für das Zeitgeschehen, von seiner Empfindsamkeit oder von seiner inneren Härte ab, zum guten Teil auch von den Ereignissen, mit denen man konfrontiert worden ist oder die einem erspart worden sind.

Mein Lebensgang weist keinerlei Besonderheiten auf, er ist nur typisch für meinen Jahrgang. Wer nur einigermaßen wach für seine Umwelt war, konnte sich schon als Kind der sich überall grell aufdrängenden Politik, der künftigen Geschichte, nicht entziehen, ohne diese selbstverständlich auch nur annähernd zu verstehen. Ein Trauma waren mir die wirtschaftlichen Sorgen im elterlichen Geschäft, die Not der Weimarer Republik, die immer längeren Kolonnen stempelnder Arbeitsloser. Das erste politische Ereignis, das sich mir ins kindliche Bewußtsein eingepreßt hat, war die Beerdigung Gustav Stresemanns 1929.

Ich war mit meinen Eltern zum ersten Male in der Reichshauptstadt; schon das war aufregend genug. Als mich mein Vater auf die Schultern hob, damit ich sehen konnte, wie der Sarg Stresemanns aus dem Reichstagsgebäude getragen wurde und hinter ihm der Reichspräsident von Hindenburg und die gesamte Reichsregierung erschienen, konnte sich meine kindliche Naivität dem Eindruck nicht entziehen, daß hier etwas ganz Außerordentliches geschah. Abends standen wir in einer schweigenden Menschenmenge in der Wilhelmstraße vor dem Reichspräsidentenpalais und hofften, Hindenburg würde sich noch einmal zeigen.

Politik war überall. Als ich für meine Mutter im Februar 1930 einen Auftrag erledigte, der meinem Lebensalter kaum angemessen war, aber die wirtschaftliche Lage der Zeit kennzeichnet, und bei einer Bank im Zentrum von Leipzig einen Wechsel einlöste, sah ich vor dem Reichsgericht einen großen Menschaufmarsch. Sie warteten auf den Mann, von dem alle sprachen: Hitler – er sagte im Prozeß gegen die Reichswehroffiziere Luding und Scheringer aus.

Im Umkreis unseres Gymnasiums in Leipzig-Lindenau, einem Arbeitervorort im Westen der Stadt, das ich seit 1930 besuchte, wurden die Kämpfe zwischen Links und Rechts mit rücksichtsloser Härte ausgetragen. Als ich im Mai 1933, als die Volkshäuser von der SA besetzt wurden, gaffend in einer Menge vor meinem Elternhaus stand, rückte mir die

Geschichte näher: Ich bekam einen Streifschuß ab. Nach meinem Abitur bin ich sofort in den Strudel des Geschehens gezogen worden, das zur Zerstörung des alten Europa geführt hat. Als Soldaten gerade ausgebildet, zogen wir 1939 mit dem Maschinengewehr auf der Schulter zunächst nach Prag, dann nach Warschau. Wider unsere Befürchtung verlief die erste Okkupation noch harmlos, die zweite war schon mit Angst und Opfern verbunden. Beide endeten nach Schulbuch mit einer Parade. Für die dritte Herausforderung des Schicksals, an der wir mitwirkten, verlangte die Geschichte, die bekanntlich gelegentlich genauer ist als die preußische Oberrechnungskammer, dann doch ihren Preis. Unser Geographielehrer hatte uns einst darauf hingewiesen, daß die Überwindung der äußeren Steilkante der drei Schollen des Pariser Beckens für deutsche Armeen, die nach Frankreich eindringen, besonders schwierig sei. Ich konnte das im Mai 1940 nur bestätigen. Beim ersten Angriff auf die Maashöhen westlich von Sedan sind wir gescheitert, beim zweiten Versuch erwischte es mich. Diese Erfahrung mit der Geschichte ermöglichte mir, in Frankfurt schon vom Lazarett aus das Studium der Geschichte aufzunehmen, das mir meine Eltern nicht hätten bezahlen können. Mit 21 Jahren bezog ich Rente und war von den Studiengebühren befreit. Der Tribut an die Geschichte hatte mich zur Geschichtswissenschaft gebracht.

Von Frankfurt siedelte ich nach Jena, nicht nach Leipzig über, weil ich die malerische Stadt an der Saale in dem beginnenden Bombenkrieg für sicherer hielt als das häßliche Leipzig; doch das erwies sich als Irrtum. Es erschien mir wie ein Menetekel, als am 9. Februar 1945 eine Bombe das Griesbachsche Haus, das neben dem Luftschutzbunker unseres Instituts stand, hinwegfegte; in ihm hatte Friedrich Schiller 1789 seine Antrittsvorlesung gehalten: »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?« Wir waren wieder einmal davongekommen.

Drei Tage darauf, mitten in der Arbeit an der Dissertation, erfolgte das letzte Aufgebot der Wehrtauglichen. Weil ich zum Übertritt in die Gefangenschaft entschlossen war, packte ich je einen Sprachführer für die englische und die französische Umgangssprache in meine Reservistenkoffer, um in einem Gefangenenlager eventuell als Dolmetscher gleich wieder auf die Beine zu kommen. In Frankfurt, wo ich meinen ersten Militärdienst beendet hatte, nahm ich den letzten wieder auf.

Ich erlebte sehr bewußt, welch kritische Situation beim Zusammenbruch einer Armee besteht. Um die Anekdote zu Ende zu bringen: Einige Tage, bevor wir uns den Amerikanern ergaben, verlor ich die Nerven und warf, weil zwei Sprachführer im Brotbeutel in zu eindeutiger Weise meine Absichten offenbart hätten, den französischen weg, aber gerade den hätte ich gebraucht, weil wir als Kriegsgefangene nach einiger Zeit in Le Mans von den Amerikanern an die Franzosen übergeben wurden. Aber da hatte ich mir bereits wieder einen französischen Sprachführer beschafft, der mich instand setzte, in der Röntgenabteilung des Spitals von Le Mans, wo ich Filme entwickelte, mich auch sprachlich unentbehrlich zu machen. Morgens vor Arbeitsbeginn las ich alle möglichen Hefte der Edition Larousse, die mir die Nachtschwester unserer Abteilung in der Stadt besorgt hat-

te. Nach reichlich einem Jahr war ich aus der Gefangenschaft zunächst nach Detmold zurückgekehrt, dann bei Walkenried in die SBZ übergetreten. Ich hatte meine Dissertation abgeschlossen und war in den Dienst der Thüringischen Staatsarchive eingetreten.

Da ich es bei der in kurzer Zeit und unter unruhigen Umständen geschriebenen Dissertation nicht bewenden lassen wollte, bemühte ich mich, die Scharte durch umfangreichere Assessorarbeit auszuwetzen, und legte dann noch das Altenburger Urkundenbuch drauf. Auch die in der SBZ Lebenden meiner Generation trieb die Unruhe vorwärts, aus der dortigen Situation möglichst wieder herauszukommen. Für den Bürger bedeutete die Zukunft unter den Russen nur Fortsetzung der Angst und Gängelung, die wir gewohnt waren. Von den Hoffnungen auf einen demokratischen Staat und eine freie wissenschaftliche Arbeit, die in uns aufgestiegen waren, als wir am 8. Mai über dem sonnenbeschiene- nen Cherbourg die Friedensglocken hörten, war nichts geblieben. Zum zweiten Male in unserem Leben standen wir vor der Wahl: Objektive Leistung oder Unterwerfung unter die politische Gewalt.

Was ist, meine Damen und Herren, aus diesem in Stichworten berichteten Lebenslauf für den Menschen geblieben? Eine nüchterne Sicht der Welt, ein geschärfter Blick für ähnliche Situationen wie die durchlebten, ein Urteil für Menschen, Mißtrauen gegen jede Form von Opportunismus. Daraus resultiert Zurückhaltung gegenüber allem, was sich als Fortschritt ausgibt. Man hat eben im Laufe der Jahre manchen Zeitgenossen, der sich im Eifer dem Fortschritt verschrieben hatte, allzu schnell diesem wieder abschwören sehen. Daß ich auch in dieser Universität als kurzsichtig und starr betrachtet worden bin, weiß ich zu ertragen.

Dem Historiker indes ist bekannt, daß politisches Geschehen, künftige Geschichte, ein dynamischer Prozeß ist, ein Austausch zwischen vorantreibenden und beharrenden Kräften, aber eben auch der beharrenden bedarf es, damit der Lauf der Geschichte nicht wieder aus dem Geleise gerät.

Mancher meiner Hörer wird sich erinnern, daß ich gelegentlich verzweifelt den Satz ausgesprochen habe: Die Aufklärung sei wohl doch eine vergebliche Anstrengung des europäischen Geistes gewesen. Wir alle wissen, daß die Ratio in dieser Welt nicht alles vermag, aber trotzdem müssen wir es immer wieder mit ihr versuchen. Nicht einmal durch totale Verzichte, wie es manchen Jugendlichen vorschwebt, können wir in dieser Welt dauernde Ruhe finden. Der Gang der Geschichte ist immer offen für die Hölle und für das Evangelium.

Wenn ich nun abzuwägen versuche, was mir von der erlebten Geschichte für die Geschichtswissenschaft geblieben ist, so brauche ich Sie auf die Gefahr subjektiver Fehlurteile nicht hinzuweisen. Glauben wollen Sie mir indes, daß mir der vorzügliche Geschichtsunterricht unserer Schule bei den angedeuteten Zeitereignissen immer nachgelaufen ist. Man stutzte eben, wenn uns Hitler mit einer halbseidenen historischen Begründung ein Protektorat Böhmen und Mähren einzureden versuchte, wo man doch wußte, wie kompliziert das Verhältnis des Reiches zum Königreich Böhmen gewesen war. Wir hatten den

Kreidestrich zwischen Krieg und Frieden längst überschritten, als wir im Parademarsch den Wenzelplatz in Prag hinabzogen, am Reichsprotektor von Neurath, an Hácha und dem tschechischen General Syrový vorbei. Der Gesichtsausdruck Neuraths unterschied sich kaum von dem des tschechischen Oberkommandierenden. Auch für diesen stellte sich die Frage, ob er als Soldat dieses Schauspiel über sich hätte ergehen oder ob er sich selbst hätte richten müssen; eine Frage, der sich jeder von uns, vom Soldaten bis zum General, fünf Monate später gegenüber sah.

Für die Zukunft blieben mir aus dem Desaster Prag, Böhmen und Karl IV. und schließlich auch Frankreich als Gewinn. Der Hradschin, das gläserne Gebäude des Veitsdomes und die magische Farbigkeit seiner Wenzelkapelle haben mich dieser unvergleichlichen Stadt für die Zukunft verbunden. Als wir in Beraun (w. Prag) in Garnison lagen, folgte ich am Ostertag 1939 mit einem Schul- und Kompaniekameraden dem Wegweiser »Karlstejn«. Der Besuch der Burg und insbesondere der in die Mauer eingebauten Katharinenkapelle drängte mir die Frage auf: Was muß dieser Kaiser für ein seltsamer Mann gewesen sein, der in diesem Gehäuse die Fastenzeit verbracht hat? Dieser Eindruck hat nachgewirkt, und wenn er auch nicht zu der gelegentlich ins Auge gefaßten Biographie Karls geführt hat, aber anlässlich seines 600. Todestages haben viele Fachgenossen zu dem Sammelband »Kaiser Karl IV. Forschungen über Kaiser und Reich im 14. Jahrhundert« beigetragen.

Unsere Schule hat uns historische Fakten vermittelt, aber auch den Blick für historische Zusammenhänge geöffnet. So engstirnig, wie es in den vergangenen Jahren einschlägige politische Magazine und Pädagogen hinstellen beliebten, war unser Geschichtsunterricht nicht. Schon unser Dr. Ehrler hatte darüber gespöttelt, daß er bereits als Schüler nicht mehr zu wissen brauchte, wieviele Kanonen bei Sedan erbeutet worden waren. Als wir in der Morgendämmerung des 1. September 1939 bei Militsch in Mittelschlesien vor dem polnischen Schlagbaum standen, war bereits Realität, was dieser Studienrat, den Blick prüfend auf das Minenspiel des schräg vor ihm sitzenden HJ-Gefolgschaftsführers gerichtet, vor knapp zwei Jahren gesagt hatte: »Für diesen Mann ist eine Armee ein großes Spielzeug, und er wird es eines Tages erproben.« Wir sprachen an diesem Morgen über das, was wir über das europäische Kräftegleichgewicht gehört hatten, und davon, daß England diese neue Störung nun nicht mehr hinnehmen würde, als der Kompanieführer kommandierte: »Kompanie, marsch!« Heute wissen wir, daß nur tausendfache Verweigerung des ersten Schrittes über die Schlagbäume das Verhältnis hätte wenden können. So wählten in dieser Minute, gleich dem tschechischen General auf dem Paradedepodest, auch diejenigen, die sich ihre Gedanken über die Zukunft machten, die Hoffnung, die in allem menschlichen Leben und in der Geschichte immer lag und liegen wird, ohne die menschliche Existenz vielleicht nicht möglich ist: die Hoffnung auf eine Wende.

Für das deutsche Volk und die Welt hatte der große Krieg begonnen, für jeden von uns der »kleine Krieg«, der Versuch, durch die Bedrohungen des eigenen Lebens hindurchzukommen. Ich wollte zunächst den ersten Tag überleben, um zu sehen, was es mit dem

größten und schlimmsten Ereignis im historischen Prozeß, dem Krieg, auf sich hatte. Das Einmalige des Vorganges war mir einigermaßen bewußt: Mit jedem Schritt, den wir vorwärts taten, wurde eine bestehende Rechts- und Staatsordnung weiter außer Kraft gesetzt. Wie würden wir das Vakuum ausfüllen? Würden Erziehung durch Elternhaus und Schule, würden die Instruktionen, die wir vor dem Ausmarsch aus der Kaserne erhalten hatten, ausreichen, um alle menschlichen Prüfungen zu bestehen? Würde eine polnische Bäuerin einem Deutschen vertrauen und in uns ihre Zukunft gewinnen, wenn man ihr die Eimer vom Brunnen ins Haus trug?

Es geht über menschliches Vermögen, wenn man in unserer Situation mehr erwartete als den individuellen Willen und die Hoffnung auf das Überleben. Wer sah das Ende selbst in dem Augenblick ab, als unsere Schuld offenkundig war? Was mußte in fast fünf Kriegsjahren noch geschehen, um unseren Divisionskommandeur Olbricht schließlich in der Bendlerstraße vor die Gewehre des Exekutionskommandos zu bringen? Wir sahen in der Tat, die ihm mit Dietel das erste Ritterkreuz des Krieges einbrachte, nämlich dem Vorstoß über die strategisch wichtige Warthebrücke bei Warta, eine Hoffnung in unserem »kleinen Krieg«: Wir nahmen am Nachmittag des ersten heißen Tages in diesem Feldzug in unserem Brückenkopf die Köpfe aus den Schützenlöchern, als endlose Kolonnen über diese Brücke strömten und uns Einsatz brachten. Hat der General, als er uns – die Schlacht an der Bzura war inzwischen geschlagen – am Straßenrand stehend, zurief: »Die Russen sind in Polen eingerückt, und der Krieg geht bald zu Ende«, nicht doch das gesagt, was er in diesem Augenblick glaubte? Hat er nicht doch gehofft, daß die Geschichte selbst jetzt noch eine Wende nehmen könnte? Der Pakt Hitlers mit Stalin hatte uns vor wenigen Tagen die Unberechenbarkeit der Geschichte gezeigt.

Welche inneren Kämpfe Olbricht im einzelnen auszufechten hatte, um sich vom dekorierten General zum Verschwörer zu wandeln, kann der Historiker nicht beschreiben, aber das liegt im Bereich des Vorstellbaren. Außerhalb des Vorstellbaren liegt es, wenn heute jemand, der als Politikwissenschaftler an einer deutschen Universität beamtet ist, sagen kann, man müsse die Männer des 20. Juli »entheroisieren«. Es gehen Leute mit der Geschichte um, die nicht mehr die Wertskala zur Beurteilung eines Tyrannenmordes und eines utopischen politischen Plans besitzen. Hätten solche Besserwisser kleinbürgerlichen Zuschnitts auch nur einen Finger gegen den Diktator erhoben? Nur Leute, die sich auch nicht entfernt in eine solche Situation gewagt haben, können darüber schulmeistern.

Wenn die letzten Zeitgenossen des von uns erlebten extremen historischen Prozesses verstorben sind, entsteht für das Bild der Geschichte dieser Epoche eine neue Situation. Das ist ein altes Problem, und es macht erst den historischen Menschen. Trotz der Schwemme von Quellen, die auf uns gekommen sind, muß sich die jüngere Generation immer bewußt bleiben, daß sie nun mit diesen Quellen und den in ihnen fixierten Fakten allein ist. Aus ihnen sind das Netz der Fakten und ihre kausalen Zusammenhänge, die Gründe des Geschehens mit der kritischen Methode immer weiter zu verfeinern. Wir schwören auf die kritische Geschichtswissenschaft, und daran kann sich nichts ändern. Aber es bleibt

die Einsicht Wilhelm von Humboldts: »Mit der nackten Absonderung des wirklichen Geschehens aber ist noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen.« Hermann Hesse hat das Verbindende zwischen den Fakten die dritte Dimension der Geschichte, die Fiktion, genannt. Benedetto Croce hat von der kombinierenden Vorstellungskraft gesprochen, welche die Lücken zwischen den Dokumenten füllen müsse. Es stellt sich die Frage, ob die Geschichte der Fakten, und zwar der Fakten im weitesten Sinne, »richtiger« ist als die Geschichte, die die Akteure in ihrem Leben mit sich getragen haben.

Was hat von den Erfahrungen mit der Geschichte in dem Umgang eines Historikers, vor allem eines Mediävisten, mit der Geschichtswissenschaft auf mich gewirkt? Ich glaube – ganz subjektiv – sagen zu können, daß man nach einigen Erfahrungen mit äußerst kritischen Phasen des geschichtlichen Prozesses den Menschen der Vergangenheit und ihren Schicksalen etwas näher kommt. Eine solche Nähe wird ja nicht nur dadurch erreicht, daß man sich allein mit ihrer sozialen Lage beschäftigt und der Vergangenheit ihre Unterlassungen ankreidet. Die »Annales« reichen als neue Schwurbibel für die historische Wahrheit nicht aus. Wie die einseitige Beachtung der politischen Geschichte, wäre auch dies nur ein Teil des Ganzen. Bisher hat sich, auch trotz dynamischer Fortentwicklung, kein Teil der Geschichte gewissermaßen von selbst erledigt. Der Zeitgenosse schwieriger Zeitaläufe wird tragische Ereignisse vergangener Jahrhunderte nacherleben und in ihrer Verstrickung verstehen können, wenn er selbst solchem Verhängnis ausgeliefert war. Über eine Schlacht von entscheidender Bedeutung geht man dann nicht hinweg, als ob es sich um ein Versagen der Zeitgenossen gehandelt habe, denen die Vernunft gemangelt hat. Ich habe einmal absichtlich über die Schlacht von Tannenberg 1410 so lange geredet, bis Unruhe im Hörsaal entstand. Dann habe ich gefragt, ob die Hörer Erlebnisse gehabt hätten, die sie instand setzten, nachzuempfinden, wie einem Ritter oder Söldner zumute war, der über eine endlos erscheinende östliche Ebene marschierte und am nächsten Tag mit dem Tode zu rechnen hatte. Dies ist ein menschliches Schicksal, das dieselbe Beachtung verdient wie eine Beschäftigung mit den Lebensumständen eines preußischen Bauern im 13. Jahrhundert. Mithin: Durch Erfahrungen mit der Geschichte ist man ebenso aufgeschlossen für neue Erkenntnisbereiche, wie man an alten Themen festhält.

Ich möchte zum Schluß den Blick auf das Institut für historische Landesforschung lenken. Die Mitarbeiter des Instituts haben in den vergangenen 15 Jahren Erhebliches geleistet. Das ist in der Stille geschehen, manchmal vielleicht zu unauffällig, so daß mancher die Zahl der Bände, die hier entstanden sind, gar nicht zur Kenntnis genommen hat. Diese Leistungen sind den wenigen Angestellten, dem jeweiligen Assistenten und einer Anzahl studentischer Hilfskräfte, denen wir aus verschiedenen Töpfen helfen konnten, zu danken. Besonders danken möchte ich unter den nicht zum Seminar gehörigen Kollegen Herrn Kaufhold; er hat unsere Arbeiten in mannigfaltiger Weise gefördert.

Wir haben uns eines zeitfremden Arbeitsstiles bedient. Unser Grundsatz war, nicht erst ein teures Arbeitsprogramm zu entwickeln, Stellen und Schreibmaschinen, kurz Hunderttausende von Mark zu fordern und dann einiges zu liefern, sondern es entsprach

meinem Traum aus den zwanziger Jahren, den Versuch zu machen, Wissenschaft billig zu betreiben. Wissenschaft kostet Geld, das ist nicht zu bestreiten, aber es hat in den fetten Jahren auch gefährliche Entwicklungen gegeben. Es gibt Professoren, die sich nur deshalb höchsten Ansehens erfreuen, weil sie in Ministerien Geld locker machen. Auch wenn ich mich dem selbst nicht ganz habe entziehen können, so habe ich mich doch immer bemüht, durch permanente Präsenz nicht nur die Mitarbeiter des Instituts zusammenzuhalten, sondern auch Studenten in das Institut und seine Vorhaben einzubinden.

Es ging mir darum, die Universitas magistrorum et scholarium, wie sie Karl Jaspers in seiner Heidelberger Akademierede umschrieben hat, in einem kleinen Institut zu verwirklichen. Es war mein Bestreben, jeden Studenten, der mich brauchte, ernst zu nehmen als ein Glied der Universitas. Ich glaube, ich bin so verstanden worden. Die erhebliche Zahl Dissertationen von zum Teil außerordentlicher Qualität darf als Zeichen dieser Übereinstimmung gewertet werden. Die große Breite der bearbeiteten Themen ist darauf zurückzuführen, daß ich Geschichte nicht nach Vorsätzen und Programm betrieben habe, sondern mit einem naiven Interesse. Das hatte zur Folge, daß mir mancher Doktorand in Bereiche enteilt ist, wo ich ihn – nach der ersten Impulsgabe – nicht mehr kontrollieren konnte. Das Risiko hat sich bisher gelohnt. Mir hat die akademische Zusammenarbeit mit den Doktoranden Vergnügen bereitet, und ich habe es nie erwarten können, ein Kapitel einer entstehenden Dissertation zu lesen.

Zu den Mitteln, Studenten Geschichte lebendig und anschaulich zu machen, gehörten die Exkursionen. Wir haben Niedersachsen kennengelernt, wir sind zweimal nach Wien und Prag gefahren, wir waren in London, Paris, Cluny, Südtirol, Aquileja, Rom, Flandern und Holland. Ich habe es als den Höhepunkt meiner akademischen Tätigkeit empfunden, mit jungen Menschen vor St. Peter in Rom zu stehen und abends an der Piazza Navona zu sitzen.

Die Exzesse der Gewalt, die Studenten in Gießen 1968 und 1970 hier begangen haben, sind nicht zu tilgen und nicht zu entschuldigen. Auch junge Menschen müssen sich daran gewöhnen, daß ihr Handeln – so oder so – Teil der Geschichte werden kann. Ich selbst habe, wie ich betonen möchte, sowohl in Gießen als Dekan als auch in Göttingen zahllose Beispiele der Besonnenheit und der Toleranz, ja mutigen Beistand erfahren. Diesen Studenten, die auch dann, wenn es um ihre Anliegen ging, die Spielregeln zwischenmenschlicher Beziehungen beachtet haben, möchte ich auch heute nochmals aufrichtig danken.

Ich danke all den Studenten, die in Marburg, Gießen und besonders hier in Göttingen durch ihre Leistungen dazu beigetragen haben, daß ich meine Bemühungen in den letzten Jahren als Erfüllung dessen verstanden habe, was ich mir unter einer Universitas vorgestellt habe. Ich habe gemeinsam mit diesen jungen Menschen in dieser Universität und im Leben, in dem immer wieder eine schützende Hand über mir lag, mehr erreicht, als ich hätte erhoffen dürfen. – Ihnen allen nochmals herzlichen Dank.